

## ROBERT KALIVODA (†)

Am 6. Dezember 1989 starb in Prag Robert Kalivoda – Philosoph, Ästhetiker, Historiker. Einer der namhaften Köpfe des Prager Frühlings. Er starb nach zwanzigjähriger Krankheit und eigentlich gerade dann, als sich diese Krankheit zum Besseren wendete. Er starb fünf Tage vor der Vollendung seines 66. Lebensjahres. Auch manches andere in seinem Leben war gerade noch nicht ganz vollendet.

Vierzig Jahre markieren seinen Lebensweg, soweit er der Öffentlichkeit bewußt wurde. Vierzig Jahre, mit den Schwellen 1948, 1968 und 1989. Kalivoda gehörte zur begeisterten Generation der 48er. Er war einer der tschechischen intellektuellen Idealisten, die das Protektoratsregime als Schüler kennengelernt hatten, mit guten Deutschkenntnissen, die währenddem heimlich mit dem kommunistischen Untergrund sympathisierten und gleichzeitig einen unklaren Nationalstolz auf der Basis des Masarykismus in die neue Ära trugen. Kalivoda war zunächst nach einem kurzen Studiengang Gymnasiallehrer, ehe ihn seine markante Fähigkeit zu konstruktiver Diskussion als Mitarbeiter an die nach sowjetischem Modell gerade reorganisierte tschechische Akademie der Wissenschaften brachte, ans Philosophische Institut.

Im Jahre 1955 trat er mit ersten Veröffentlichungen hervor. Es ging um die Sozialphilosophie von Johannes Hus und um das Verhältnis von Basis und Überbau in der marxistischen Theorie. Damit waren zwei Grundthemen seines künftigen Denkens gelegt. Ein so konsequenter, man möchte sagen, ein so treuer Denker wie Robert Kalivoda hat diesen Gedankenpfad fortan nie mehr verlassen. 1960 trat, über eine umfangreiche Rezension, Comenius als neues Thema hinzu. Hussens Sozialphilosophie war währenddem ausgebaut worden zu einer Theorie der Autogenese hussitischer Volksphilosophie auf dem linken Flügel der Bewegung, bei den Taboriten, zudem vertieft durch Erwägungen über Wiclifs extremen Realismus als Endphase der mittelalterlichen Philosophie. Beide Themenkreise vereinigten sich in Kalivodas Gedanken zur Konstruktion von Entwicklungsgängen, die in ihrer Regelmäßigkeit mit der marxistischen Lehre der Wechselwirkung zwischen Basis und Überbau korrespondierten.

1958 legte Kalivoda eine Kandidatenarbeit vor, die mit dem Titel „Die hussitische Ideologie“ auf 656 Maschinenseiten Anspruch und Umfang von Kandidatenarbeiten bemerkenswert überstieg. Die Interpretation der Wechselwirkung zwischen der Kraft von Ideen und den gesellschaftlichen Bedingungen, zwischen Überbau und Basis also, genügte zwar als Gedankenübung den Anforderungen einer Kandidatenarbeit; aber sie fand keine Genehmigung zur Publikation. Das ergab sich erst drei Jahre später, in den gewandelten sechziger Jahren. Kalivodas „Husitská ideologie“ erschien 1961 im Verlag der tschechoslowakischen Akademie, umfaßt nun 560 Druckseiten und bekam zwei Jahre später den Staatspreis. Das heißt: Kalivoda war damit zum offiziell prämierten Mitträger der gedanklichen Entwicklungen in den sechziger Jahren geworden, im philosophischen Bereich, mit einem starken Akzent zur Selbständigkeit geistigen Lebens inmitten aller materiellen Bedingungen und mit großem Interesse für die historische Wirksamkeit des Christentums bei voller, oft unterschätzter Aufmerksamkeit für dialektische Gesetzmäßigkeiten.

Unter solchen Voraussetzungen war Kalivoda ein gesuchter Kongreßteilnehmer im Westen. Sowohl die Fachphilosophie als auch das weitere intellektuelle Anliegen,

wie es etwa die Paulus-Gesellschaft bei uns verkörperte, luden ihn ein zu Diskussionen über Marx und Freud, über Wiclif und philosophischen Realismus, über Feudalismus und Reformation. Der 40jährige lernte Frankreich, Italien und die Bundesrepublik als Kongreßgast kennen und fand aufmerksame Zuhörer.

Er war aber auch in der Tschechoslowakei in den sechziger Jahren ein gesuchter Diskutant. Der berühmte Weg zum „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ führte auch durch seinen Kollegenkreis, und wenn jener bedeutsame intellektuelle Irrtum, der eigentlich bereits die zwanziger Jahre marxistischer Intellektualität kennzeichnete, vierzig Jahre später eben durch die tschechoslowakische Kontribution einen so merklichen Aufschwung in der ganzen marxistischen Welt genommen hat, dann war das nicht zuletzt ein Verdienst von Robert Kalivoda. Er lehrte, den frühen Marx mitunter sogar gegen den späten auszuspielen. Er zeigte die Bedeutung des Geistes in der Historie, und was hätte das intellektuelle Gruppeninteresse stärker angesprochen? Er war in steter Auseinandersetzung mit aller Art von Bürokratie, auch in seinem Alltag, und kaum etwas konnte den Irrtum stärker rechtfertigen, der sich aus der Kritik an dem alltäglichen Bürokratismus mit der gewaltigen Fehlleistung aller Planwirtschaft verband. Auch Kalivoda war so wenig ein Wirtschaftstheoretiker wie der durchschnittliche europäische Intellektuelle seit eh und je. Aber er war imstande, revolutionäre Bedingungen vom Ursprung des einfachen Warenaustausches herzuleiten. Das machte ihn noch immer zum rechtgläubigen Mitglied des neuen Aufschwungs marxistischer Lebensgestaltung im sogenannten „Prager Frühling“.

Seine Schulung als Student bei dem Strukturalisten Jan Mukařovský öffnete ihm übrigens die Augen für das ästhetische Credo dieser rational-sozialen Weltanschauung, den Strukturalismus. Auch das ist schon ein Bekenntnis aus den zwanziger Jahren, in der Sowjetunion durch Stalin bekämpft, in der Tschechoslowakei durch Gottwald aus den kommunistischen Reihen verdrängt, wiederauflebend unter den Aktivsten der Prager sechziger Jahre. Auch sein Interesse an Karel Teige rührt daher, seine Beteiligung an einer Karlsbader Ausstellung des Surrealisten Tikal und sein Arrangement für eine Festschrift für Jan Mukařovský, die mit starker deutscher Beteiligung 1986 erschien und zwei Beiträge Kalivodas enthielt. Alles das kennzeichnet die lebhafteste, ja prägende und führende Rolle Kalivodas im tschechischen, oder sollte man vielleicht konziser sagen, im Prager intellektuellen Leben der sechziger Jahre und danach.

Es kennzeichnet auch eine gewisse historische Zukunftskonzeption. Sie wurde vortragen, als 1964 zum ersten Mal auf einem Prager Kongreß zum 500. Jubiläum des großen Friedensplanes von König Georg von Podiebrad tschechische Hussitologen mit Fachkollegen aus aller Welt zusammentrafen, zum ersten Mal auch mit deutschen, aus Ost und West. Da hatte Kalivodas Vortrag geradewegs Leitfunktion zur Selbsteutung der Hoffnungen auf einen Prager Frühling. Es ging um die Überführung der hussitischen Revolution in die sogenannte Podiebrader Epoche, das heißt, um die Etatisierung und Selbstbehauptung der revolutionären Errungenschaften. Selbstbehauptung war damals im besonderen Maß vonnöten.

Die Überschätzung des Geistes gegenüber den gesellschaftlichen, im gegebenen Fall besonders gegenüber den konsequenten Zusammenhängen des geplanten Totalitarismus, zerbrach bekanntlich nach einer kurzlebigen Kulmination zwischen Frühling und Herbst in Prag 1968. Das Ganze hatte sich als eine innerparteiliche Auseinander-

setzung zugespitzt, aber nicht etwa auf nationaler Bühne, sondern durch den entscheidenden Eingriff der imperialistischen Parteileitung in Moskau. Deswegen war, zumindest im Rückzugsgefecht und vor den Annalen der Geschichte, die Demonstration nationaler Selbständigkeit innerhalb der tschechoslowakischen KP nicht unwichtig. Der Gelehrte Robert Kalivoda gehörte zu den Abgeordneten des heimlichen Parteitags am Stadtrand von Prag. Er gehörte danach zu den trotzigem Oppositionellen. Sein politischer Optimismus war zusammengebrochen, seine Widerstandskraft angeschlagen, aber nicht erlahmt. Er gab sein Parteibuch zurück, er erlitt einen körperlichen Zusammenbruch, er wurde zum Frührentner erklärt, aber er weigerte sich zu emigrieren. Er schrieb wenig, aber er blieb seinen Themenkreisen treu. Daß seine „Hussitische Ideologie“ 1976 beim Verlag Böhlau in deutscher Übersetzung erschien, mit dem Obertitel „Ideologie und Revolution“ und erweitert um viele Einsichten in den Prozeß revolutionärer Willensbildung und Gesellschaftsorganisation, war ihm geradewegs eine Lebenshilfe. Daß dieses Buch von einem wenig sachkundigen, vor allem für Kalivodas Einsichten in gesellschaftsorganisatorische Prozesse völlig verständnislosen Rezensenten in der angesehenen deutschen Historischen Zeitschrift mit skeptischer Unkenntnis besprochen wurde, und daß jener Rezensent gerade derselbe war, der, inzwischen emigriert, ihn noch zehn Jahre zuvor im Hinblick auf das Reglement linientreuer, parteigebundener Intellektualität zu gängeln versucht hatte, war eine seiner schmerzlichen Erfahrungen, die er mit Ironie bewältigte. Ohnehin aber war Kalivodas Verhältnis zum Westen gebrochen. Die wirkliche Überlegenheit des freien Denkens in dieser Hälfte der Welt hatte er im Grunde immer respektiert. Am Fortschritt des eigenen, des östlichen Weges durch die Einsichten in eine höhere, eine utopische Befreiung war er inzwischen auch verzweifelt.

Kalivodas Anliegen war, in einem universalen Sinn verstanden, auf die Emanzipation des Menschen gerichtet, auf seine, so wie Kant das einmal in allem intellektualistischen Verständnis für die Summe der historischen Triebkräfte formuliert hatte, „Befreiung aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Darüber entwarf er Stationen der europäischen Kulturentwicklung, wo dem Hussitismus ein angemessener Platz zuteil wurde, aber auch Comenius. Kalivodas Anliegen, eine Geschichte des tschechischen Beitrags zur Weltgeschichte der Philosophie zu schreiben, ist nie verwirklicht worden. Aber seine Überlegungen von der Selbständigkeit geistigen Lebens, ja von der maßgeblichen Triebkraft des Geistes auf dem langen Weg der menschlichen Emanzipation haben zu seiner, zu Kalivodas Lebenszeit, namentlich in den sechziger Jahren, die tschechische Geisteswissenschaft wieder an die Bedeutung der Geistesgeschichte erinnert und die zeitgenössische tschechische Geschichtsphilosophie unter marxistischem Vorzeichen zu bemerkenswerter Höhe ihrer Denkprozesse führen helfen. Eine Lebenskunst, die etwa mit gekonnter Sprachregelung innerhalb der tschechoslowakischen Grenzen der sogenannte Histomat zu lehren wußte, auf Vortragsreisen oder gar im Exil mit einem Schlag sich aber auf die respektablen Traditionen der liberal-sozialen Schule der tschechischen Mediaevistik aus den dreißiger Jahren besann, war Kalivoda nicht nur fern, sondern eine solche Einstellung war seiner gedanklichen Redlichkeit auch aufs tiefste zuwider. Es mag sein, daß ein gesunder Robert Kalivoda in den siebziger Jahren noch fester Fuß gefaßt hätte in der Diskussion um den tschechischen Strukturalismus und in der Deutung der hussitischen

Revolution als Modell der europäischen Revolutionsgeschichte; daß er einen geplanten zweiten Band der „Hussitischen Ideologie“ vollendet hätte, um zu zeigen, wie die reformatorische Sehnsucht des Aufbruchs um 1400 zusammenhing mit der reformatorischen Hoffnung, die noch Comenius unverzagt hütete. Vielleicht hätte er auch in diesem reformatorischen Optimismus eine besondere Note seines eigenen Lebens entdeckt und entwickelt. Er starb, gerade als sich dieser Optimismus auf unverhoffte Weise zu einer neuen Manifestation erhob.

Bochum

Ferdinand Seibt